In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 160 — Posen, den 16. Juli 1929 — 3. Jahrg.

Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hansa
von **Wilhelmine Fleck.**

(20 Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Auf Markt und Gassen wimmelte es wie an hohem Festtag, nur daß die Gesichter so gar nicht festlich waren. Die Händler hatten ihre Verkaufsstände, die Handwerker ihre Werkstätten verlassen; niemand hatte mehr Lust zur Arbeit. Aufgeregt und doch bedrückt standen die Männer beisammen, tauschten Meinungen und Befürchtungen. Es gab Schwarzseher, die die Stadt schon ausgeplündert erblickten; ein zweites Wisby.

„Wir sind die Heiligen nicht dringlich genug um den Sieg angegangen. Die Dänen werden besser gebetet haben", meinte eine Bürgerfrau im Schuldbewußtsein einer säumigen Kirchgängerin.

Die Gevatterin neben ihr machte ein geheimnisvolles Gesicht. „Ich habe gar nicht gebetet", flüsterte sie hinter der vorgehaltenen Hand. „Mein Mann sagt, es sei töricht, um irdische Dinge zu beten, es geschehe doch nur, was von Ewigkeit her beschlossen sei."

„Ich bitt' Euch — so habt Ihr nicht mal dem Priester eine Kerze gebracht für den Sieg der Unseren?"

„Herr Hinrich Paternostermaker hat zu meinem Mann gesagt, es bedürfe der Priester keineswegs. Ihr Gebet sei vor Gott nicht wirksamer als das der Laien, denn vor Gott seien alle Menschen gleich."

Die erste Sprecherin zog entrüstet ihren Mantel fester um sich. „Keine Priester mehr und keine Altäre und keine geweihten Kerzen? Das wäre ja der Untergang aller Frömmigkeit. Herr Hinrich Paternostermaker soll nach seinen Worten sehen. Wenn er's dahin bringt, die Leute glauben zu machen, daß sie vor Gott alle gleich sind, so werden sie's auch bald untereinander sein wollen, und es gäbe keine Ordnung und kein Regiment mehr in der Stadt. Der Ratsknecht wär' ja auch ein großer Narr, dem Herrn Bürgermeister zu gehorsamen, wenn er doch ebenso vornehm ist wie der. Das ist meine Meinung."

Die andere antwortete nicht. Sie meinte, schon zu viel geredet zu haben. Ihr Mann, der Bäcker Kalevelb, hatte ihr überhaupt verboten, zu Uneingeweihten von diesen Dingen zu sprechen.

Hinrich Paternostermakers Lehren begannen allmählich in den Köpfen seiner Anhänger eine Wirkung auszuüben, die den Sektierer selbst betroffen gemacht haben würde, hätte er sie gekannt. „Brüder des freien Geistes" sollten sie sein? Schön und gut. Aber freie Geister erforderten auch zwangbefreite Körper, und wie sollte Freiheit gedeihen, wenn alles Recht erblich war in einer kleinen Schar, in deren geheiligten Kreis kein Minderer eindrang? Jedoch wenn diese zurzeit Gewaltigen von ihrem eingebildeten und angemaßten Recht nicht lassen wollten — nun —. Hinter diesem „Nun" lag vielerlei, das einstweilen noch als Chaos in den Köpfen webte. — — Hier und da sah man Wäppner, die zur Mannschaft des Drachen gehörten, und wo man sie erkannte, umringelte man sie, stellte sie zur Rede.

„Große Schlagetote wie Ihr, und habt Euch fangen lassen, wie Ratten in der Falle? Schämt Euch!"

Dann zuckte manche Faust so bedrohlich zum Messer, daß die Fragenden vorsichtig zurückwichen. „Unser Wille war's wahrlich nicht, so schnell heimzufahren. Wäre es nach uns gegangen, wir hatten unsere Haut teurer verkauft, aber so war's Herrn Johanns Befehl." Sie zuckten die Achseln, wie Leute, die ihre bessere Einsicht zum Schweigen bringen müssen.

„Nun, wenigstens seid Ihr mit dem Leben davongekommen."

„Das schon. Freilich ist das Leben ohne die Ehr' auch nur ein magerer Spaß. Aber wir holen sie uns wieder von den Dänen", setzten sie tröstlich hinzu. „Gebt acht, 's ist noch nicht aller Tage Abend; Lübeck ist nicht Wisby. Und wenn jetzt auch der Seeadler noch so frech kreischt, weil er sich an unserem Raube vollgekröpft hat, wir packen ihn, reißen ihm die Schwungfedern aus, setzen ihn auf die Stange wie einen Schuhu und lassen ihn aus der Hand fressen. Gebt acht, er zieht noch einmal so nach Hause, wie wir jetzt nach Hause gezogen sind", prahlten die Drachenleute und vergaßen über den Siegen der Zukunft die Trübsal der Gegenwart.

XVI.

Rastlos wie ein gefangener Tiger wanderte Johann Wittenborg in dem engen Raum umher, der ihm als Kerker diente, aber rastloser noch wanderten seine Gedanken, wühlten zwischen Schuld und Unglück, suchten das eine gegen das andere abzuwägen; vor dem eigenen Gewissen wenigstens. Der Welt gegenüber gibt es für den geschlagenen Führer kein „Unglück". Er ist immer „schuld", wenn seine Pläne fehlschlagen. Warum war er nicht allvorausschauend? Es wäre seine Pflicht gewesen, es zu sein. Schlimmer noch, die Schuld des Mannes aus der großen Menge wird mit ihm begraben, die Schuld des Führers lebt ewiges Leben in den Blättern der Chronik. Solange Lübecks Türme in die Wolken ragen, wird der Name Johann Wittenborg seinen verhängnisvollen Klang nicht verlieren. Es ist der Fluch der Regierenden, daß sie nicht „sterben" können. Gewiß, der Magister, der einst den Knaben unterwiesen, hatte ihn mancherlei gelehrt. Er wußte, daß bisweilen im Altertum eine Niederlage von der blutroten Glorie späteren Sieges überflammt und ausgelöscht worden war, aber die Hanse würde einem Manne, hinter dem sich schon einmal ihr Kerker geschlossen hatte, niemals mehr ein Führeramt anvertrauen.

Am Tage nach der Heimkehr war Herr Hermann Gallin mit den beiden ältesten Ratsherren zu ihm gekommen. Nicht als Mann zum Manne, sondern als Vertreter der schwergekränkten Hanse. Vom Samthut bis hinab zu den Spitzen der Schnabelschuhe in Amtsernst gekleidet, und jeder wärmere Strahl des Auges durch die Herbheit des Mundes erkältet und ausgelöscht. Und er hatte die goldene Kette gefordert, mit der Jakob Pleskow geschmückt werden sollte.

Da war Johann Wittenborg in Schmerz und Zorn leidenschaftlich aufgefahren, daß der Rat dazu kein Recht habe. Selbst, wenn er als Admiral gefehlt habe, so trage er die Kette als Bürgermeister, und als solcher habe er sein Amt allezeit so verwaltet, wie er es vor Gott und seinem Tage verantworten könne.

Herr Hermann Gallin litt unter seinem Amt, und um es sich nicht merken zu lassen, richtete er sich noch höher auf und legte noch mehr Strenge in seinen Ton: „Wollet bedenken, daß Ihr nicht gegen uns allein gefehlt habt, sondern auch gegen die Hanse. Nicht ich bin Euer Richter. Auf der nächsten Tagfahrt in Stralsund mögt Ihr Euch rechtfertigen, so gut Ihr vermögt, und werdet danach erfahren, wie die Hanse Eure verderbenvolle Tat richtet. Inzwischen fügt Euch gutwillig, und erspart mir den Schmerz, gegen den Sohn meines alten Freundes Gewalt anwenden zu müssen."

Da hatte Johann die Kette vom Halse gerissen, daß das Schloß zersprang, und sie den Ratsherren vor die Füße geschleudert.

*

„Ich begreife nicht, daß er nicht müde wird und nicht düselig im Kopf, wenn er den ganzen Tag so herumrennt", dachte der Wärter, wenn er auf das ununterbrochene Hin- und Herschreiten des Gefangenen horchte. Mitleidig öffnete er dann wohl die Tür.

„Habt ihr einen Wunsch, Herr Johann? Gelüstet's Euch nach einem Krug Bier?"

„Fort! Ich dank' Euch!" sagte der Bürgermeister mechanisch, ohne in seinem Wandern innezuhalten. Wie ein Schwimmer gegen die Brandung, kämpfte er mit dem, was von allen Seiten auf seine Seele eindrang. Rasend bäumte sich sein Stolz auf. Ein Wittenborg im Turm! Schändete sich die Stadt nicht selbst, indem sie dem Träger eines ihrer vornehmsten Namen diese Schmach antat? Er warf sich gegen die Wand, schlug mit den Fäusten gegen das rauhe Gestein, bis sie bluteten. Er ertrug auch die Enge und das Halbdunkel des Kerkers nicht, der nur durch eine winzige, vergitterte Öffnung hoch oben an der Decke Licht und Luft erhielt. Durch diese Öffnung schaute ein Stückchen Himmelsbläue herein, und weißes und graues Gewölk schwamm daran vorüber. Über See und Land war es heraufgezogen und schwebte nun in seliger Freiheit über der Stadt. Dem Mann, der Tag und Nacht vom herben Hauch des Meeres umweht gewesen war, legte sich die Luft des „Turms" wie Zentnergewicht auf die Brust. Aber das seelische Leiden übertraf doch das körperliche. Auf dem Weg zur Größe war Lübeck zurückgeschleudert worden, vielleicht auf Jahrzehnte, vielleicht auf immer. Die große Idee, für die es eintrat, war geknickt. Denn der Sinn der ganzen Hanse lag doch im Zusammenfassen all der aufbauenden und werbenden Tätigkeit freier Bürger, für das Emporblühen ihrer Städte und ihres Handels. Das war auch letzten Endes das Ziel aller ihrer Kriege, das machte sie zur geborenen Gegnerin eines Gewaltmenschen von der Art Waldemar Atterdags. Und von diesem hatte er — Johann Wittenborg — sich das Schwert aus der Hand schlagen lassen. War es „Schuld", daß er sich in den Mitteln vergriffen hatte, die zum Siege führen konnten, den er selbst so leidenschaftlich ersehnt hatte? „Die Schweden und Norweger ließen mich im Stich", schrie er oft laut, als sei eine Welt von Zeugen da, um ihn zu hören.

Wenn die Nacht ihn zwang, sich auf das Spannbett zu werfen, das man ihm anstatt des üblichen Strohlagers gewährte, sah er hoch oben vor dem Fensterlein das Blinken eines Sternes. Dieser Stern stand auch über dem Kärnan, aber sein Strahl drang nicht in das Verlies, in dem der Knabe mit den fröhlichen Augen und dem sonnigen Herzen lag. Seine Wunden brannten, und niemand verband sie; er litt Hunger und Durst, und niemand erquickte ihn. Tag und Nacht verschwamm ihm in eins. Durch das dunkle Schweigen lauschte er auf einen Klang von außen, aber nichts war zu hören als das Murmeln der Wellen des Oeresundes. Und jeden Tag konnte eine rohe Hand das schöne junge Leben auslöschen, wie Kinder einem gefangenen Vogel das Köpfchen eindrücken. Der Schweiß perlte dem Bürgermeister auf der Stirn, und er riß sich das Wams am Halse auf. Und es gab Stunden, wo er sich nicht als der sieglose Heerführer, der seines Amtes entsetzte Bürgermeister fühlte, sondern nur als angstgemarterter Vater, wo die wild-ursprüngliche Stimme der Natur alles überschrie, was fortschreitende Gesittung seit Generationen als wert und wichtig pries.

Nach einer solchen in Qual und Not verbrachten Nacht bot er dem Wärter Goldstücke. „Nehmt das, guter Freund, und schafft mir dafür Herrn Hinrich Paternostermaker aus der Braunstraße hierher."

Der Mann liebäugelte mit dem Gold und seufzte. „Es geht nicht, Herr Johann. Ich hafte mit meinem Kopf dafür, daß niemand zu Euch eingelassen werde als solche, die dem Rat genehm sind; sodann Herr Gottschalk Bardewiek, Euer Weib und Eure Söhne. Befehlt Ihr, daß ich sie rufe?"

Johann schüttelte den Kopf. Er vergaß, sich darüber zu wundern, wie fern seinem Denken diejenigen waren, die die Welt die „Seinigen" nannte.

„Begreift doch, daß einem Mann in meiner Lage gar manche Sorgen um Haus und Gut anfallen und daß ich Botschaft senden möchte an diesen und jenen. Herr Hinrich Paternostermaker ist mein Freund; ich bitt' Euch inständig", drängte Johann. „Da, nehmt alles, was ich bei mir habe, und ruft Herrn Hinrich."

Der Wärter legte beide Hände auf den Rücken und wich bis zur Tür zurück.

„Ich bin arm, Herr Johann; wollet mich nicht in Versuchung führen. Ihr selbst habt mir einst gesagt, daß Redlichkeit eines Mannes höchstes Gut sei."

Johann atmete tief. Die störrische Verläßlichkeit dieses Mannes bedeutete für ihn einen schweren Schlag, und doch konnte er nicht umhin, sich ihrer zu freuen.

„Es ist gut," sagte Johann, sich abwendend, „nehmt aber das Gold immerhin und denkt, ich hätte Euch prüfen wollen."

Fortan strömte das Herz des Wärters von Dank über. Fürwahr, ein guter Herr, ein lieber Herr, trotzdem er, wie man sagte, die Stadt in so großen Schaden gebracht hatte. Der Wärter grübelte eifrig darüber nach, wie er sich ohne Pflichtverletzung erkenntlich zeigen könne, und meinte endlich, es gefunden zu haben. Er zog sein Feiertagswams an und ging zu Herrn Hermann Gallin. Das war für ihn eine überaus große Kühnheit, und das Herz tuckerte ihm, als er das Schreibzimmer des Hochgebietenden betrat. Zum Unglück traf er ihn nicht allein, der Ratsherr Thomas Murkerke war bei ihm. Es galt also, zwei hohe Herren auf einmal zu bestehen. Bescheiden stand er an der Tür und drehte die Filzkappe in den Händen.

„Nun, guter Freund, was wollt Ihr?" sagte der Erste Bürgermeister. „Faßt Mut, aber faßt Euch kurz, ich habe zu tun."

„Ich komme wegen Herrn Johann", stotterte der Wärter.

„Begehrt er besseres Lager, bessere Kost? Gebt ihm alles, was er wünscht; Ihr habt die Vollmacht. Und somit Gott befohlen", sagte Hermann entlassend.

„Wollet verzeihen, hochgebietender Herr, es ist nicht das, Herr Johann wünscht, — er meint — kurz, er bat mich, einen Freund zu ihm in den Turm zu bringen."

„Welchen Freund?"

„Herrn Hinrich Paternostermaker aus der Braunstraße."

Der Ratsherr wechselte mit Herrn Hermann einen schnellen Blick.

„Sandte Euch Herr Johann mit dieser Botschaft an uns?" fragte der Bürgermeister.

„Nein, hochgebietender Herr. Ich kam aus freien Stücken."

„Gut. So will ich's Eurer Dummheit zugute halten, daß Ihr vergaßet, was ich Euch mehrmals sagte, — Herr Johann soll niemand sehen als seine Familie und die Herren vom Rat. Auch den Beichtvater und den Medikus, so er's begehrt. Niemand sonst."

Der Wärter raffte all seinen Mut zusammen.

„Aber er wünschte so sehr —"

„Das ist nicht Eures Amtes. Ihr kennt meine Befehle. Fort also!"

„Seht Ihr wohl?" sagte Murkerke, als der Wärter hinaus war. „Glaubt Ihr mir jetzt, daß er mit diesem Paternostermaker unter einer Decke steckte?"

„Hm." Der Bürgermeister strich nachdenklich seinen Bart. „Man sagte ihm diese Freundschaft immer nach, und ich habe mich darüber gewundert, da Paternostermaker nicht seines Standes war; aber es war eine Knabenfreundschaft. Und Knabenfreundschaften haben oft ein zähes Leben."

„Wenn's nur das wäre."

„Was wird's weiter sein? Ich gestehe ja, daß es mich verdrießt, daß er just nach diesem verdrehten Kerl Verlangen trägt, wo er doch unter den Geschlechterherren noch viele Anhänger hat, aber —"

Murkerke beugte sich weit über den Tisch und dämpfte die Stimme. „Glaubt mir, Herr Hermann, es gibt keinen gefährlicheren Menschen in ganz Lübeck als Hinrich Paternostermaker. Was Ihr für Verdrehtheit anseht, ist gerade seine List, mit der er unter dem Schein einer Art von ketzerischer Frömmigkeit Leute, die ihn nicht durchschauen, vom Wege des Rechts und der Ordnung in Unbotmäßigkeit und Aufruhr verlockt. Wer die Kirche und ihre Satzungen gering achtet, hat auch bald wenig Achtung vor den Gesetzen; ja, diese Achtung vollends auszurotten, ist sein Ziel. Seit langer Zeit folge ich seinen Spuren und finde sie in allen Zünften, besonders bei den Ärmeren. Ist ja auch ganz begreiflich.

Sagt den Flickschustern und den Heringshändlern, daß sie alle eins seien, so werden sie sich erst recht ihren irdischen Herren gleich achten. Sagt ihnen, daß sie Vollkommene seien, die gar nicht mehr sündigen könnten, auch wenn sie wollten, so werden sie sich wahrhaftig kein Gewissen daraus machen, Euch und dem ganzen Rat die Kehle abzuschneiden, wenn sie dadurch ans Ziel ihrer Wünsche gelangen."

Herr Hermann wiegte den Kopf. „Ich kenne den Paternostermaker von klein auf. Die Pfaffen mögen ihn einen Ketzer nennen; ein Bösewicht ist er nicht, wenigstens nicht mit Bewußtsein."

(Fortsetzung folgt).

Wenzel Krisch holt Sommergäste ein.

Von **Müller-Rüdersdorf (Berlin).**

Ein Glücksvogel ist Wenzel Krisch, aber nicht ohne Anrecht auf sein einfaches, biederes Lebensglück. Das Gebirgsdorf F., zu dem sein Gut gehört, entwickelte sich zu einer beliebten Sommerfrische, und da sein Anwesen an der aussichtsreichsten, verträumtesten Stelle des romantischen Berghanges liegt, hat es besonderen Zukunftswert. Wenzel Krisch erkannte das. Er ist kein damischer Bauernschädel. Hat genug Grütze im Kopf. Und an Zeit zum Ueberlegen und Erwägen mangelt es ihm nicht. Die laute, erwerbseifrige Welt draußen kennt er auch zur Genüge. Schon früh hat er in sie hineingeschnüffelt. Bereits damals in den Soldatenjahren, da er es gar bis zum Burschen des Herrn Generals brachte. Und er gewann sich zu der angeborenen Schläue praktischen Sinn und Weitblick. Auch Unternehmungslust besitzt er. Und dann das erwähnte Glück.

Seit drei Jahren — seit er seine ungewöhnlich stille Frau drüben auf dem hohen Friedhöfchen betten mußte — fährt Wenzel Krisch als Einspänner durch seine Tage. Eine einzige Tochter hat die Verblichene ihm geschenkt. Die kleine schmächtige Selma, die das dreißigste Lebensjahr auch bereits überschritten. Aber dann hatte sie den heiß ersehnten Mann gefunden. Einen Kriegsverletzten, der ihr sanft und folgsam zur Seite steht. Wenzel Krisch selbst ist stolz darauf, seine Selma in den Ehehafen gefördert zu haben. Mit seinem prallen Geldsäckel vor allem. Der in drei Jahrzehnten achtungsvoll gewachsen, da Wenzel Krisch zu knaufern weiß.

Was ihn aber an der Heirat seiner Selma am meisten beseligt, ist der Umstand, daß er damit selbst an eine neue Beweibung denken kann. Den unentbehrlichen Herzensersatz hat er auch bereits gefunden. In einem Monat soll seine zweite Hochzeit gefeiert werden. Sehr z'tig vorher hat er aber — dem seine Selma über alles geht — diese sichergestellt.

Die durchaus günstige Lage seiner obersten Wiesen, dicht vor den Bergwäldern und an der wichtigsten Wanderstraße zur Höhe, veranlaßte ihn, gleich im ersten Witwerjahre, eine Gastbaude für Tochter und Schwiegersohn bauen zu lassen. Mit großer Veranda und auch drei Fremdenzimmern dazu. Und vor der Baude, die weit ins Tal winkt, ist Platz für sonnige Kaffeezeit. Gern pilgern F's Sommergäste nachmittags dort hinauf. Und auch die drei Zimmer stehen während der schönen Jahreszeit nicht leer.

Wenzel Krisch, der dicht darunter seinen Hof hat, ist stolz auf sein Werk. An dem er sich auch die Oberrechte behielt. Alle Tage läßt er sich in der Tannenbaude sehen. Die dort nötige Milch, Butter und Eier liefert er. Und auch sonst ist er zum Wohle seiner Baude geschäftig.

Der heutige Julitag ward für Wenzel Krisch, den im Dorfe beneideten Glücksvogel, ein Tag erster Ordnung. Denn Polizeioberwachtmeisters aus G. wollen heute nachmittag auf drei Wochen in der Tannenbaude Quartier nehmen. Und wenn sie eingezogen sind, ist das erst vorgestern leer gewordene dritte Zimmer auch wieder besetzt. Die andern beiden Stuben bewohnen Kalkulators aus R. mit zwei großen Söhnen.

Es ist ein zeitiger Nachmittag. Die Sonne lacht mit glühendsten Backen. Und auch Wenzel Krisch lacht. Er ist eben auf dem Wege, um Oberwachtmeisters vom Bahnhofe des benachbarten L. abzuholen. Sie werden viel Gepäck mitbringen. Darum hat er den saubersten Ackerwagen aus dem Schuppen gezogen und den starken braunweißen Ochsen davorgespannt. Er selbst trägt den Ausgehanzug, der ihm schon beinahe zwanzig Jahre dient, und hat sich den feinen großen Hut — ein Andenken seines Vaters — in die Stirn gedrückt. Hat er die Sonne im Rücken, beschattet der Hut, bis über die pfiffig blitzenden Augen hin, sein kupfernes Gesicht. Die kiebigen Langschäfter, für ein ganzes langes Bauerdasein zurechtgeschustert, kleiden ihm die Beine in frische Schwärze und sind heute gar blitzblank gewichst.

Gut eine halbe Stunde vor Eintreffen des Bähnleins steht Wenzel Krisch vor dem offenen Bahnsteig. Ordentlich geschwollen erscheint er den Leuten. Und er tut, als wolle sich ihm feierlichst ein geheimes Wunder enthüllen. Stolz und überlegen lächelnd, hält er sich abseits von den Bekannten, die gleich ihm den Zug erwarten. Stellt den Peitschenstiel wie ein Gewehr bei Fuß und nickt nur kurz zum Gruße und murmelt flüchtig sein „Grüß Gott!" Das macht die anderen neugierig. Wie Wenzel Krisch es geahnt und gewollt. Und einer nach dem andern pirschen sie sich an ihn heran. Und dann vernehmen sie, daß starke Nachfrage nach der Tannenbaude herrsche und daß Wenzel Krisch hier sei, um vornehme Gäste aus der großen Stadt drüben hinter der Grenze einzuholen. So von oben herab, wie selbstverständlich, wie wichtigste Offenbarung bemerkt Wenzel Krisch das alles. Die andern sollen ihn beneiden, ihn anstaunen. Und das tun sie zur Genüge. — Da prustet das Bähnlein heran. Ist schon in Blicknähe. Sofort stapft der Herr der Tannenbaude aus dem Schwarme der ihn Begaffenden heraus, überprüft würdevoll nochmals sein Gefährt und stellt sich neben seinem Zugochsen in Positur. Peitsche nieder, wie ein Gewehr bei Fuß. Ein Zeichen einstigen strammen Soldatentums.

Oberwachtmeisters sind fast die letzten, die aussteigen. Ihre drei schweren Koffer machen ihnen zu schaffen. Daran erkennt sie Wenzel Krisch. Und sofort springt er vor das Abteil, um den Hausgästen behilflich zu sein. „Bin nämlich Wenzel Krisch, der Vater der Wirtin von der Tannenbaude!" redet er sie an. In knappem, militärischem Tone. Und knallend hat er zuvor die Hacken zusammengeschlagen. Auch militärisch korrekt. Aus seiner Soldaten- und vor allem aus seiner Burschenzeit ist ihm dieses gesellschaftliche Benehmen verblieben. Wenzel Krisch bildet sich etwas darauf ein. Und schielt selbstbewußt dabei seitwärts. Alle sollen sie sehen, was für ein gebildeter Mann er ist. Und welch' vornehme Stadtleute in seiner Baude Wohnung nehmen. Der dicke, graue, so ungewöhnlich gewordene Schnauzbart, der des Herrn Polizeioberwachtmeisters Gesicht recht martialisch macht, läßt ihn manchem als eine Art hoher Offizier erscheinen. Er lüftet kurz den Hut, weist auf seine Ehegefährtin in dem feinen Kostüm und mit der prahlenden Kappe und reicht Wenzel Krisch jovial die Rechte. O, der fühlt sich! Schwillt merklich im Innern an. Und wird ganz Eifer, ganz untertänige Dienstwilligkeit.

Doch nun packt der Herr der Tannenbaude alle drei Koffer, zwei mit der Linken. Die unentbehrliche Peitsche hält er mit der andern Hand längs neben Koffer Nr. 3. Der Herr Oberwachtmeister will zwar auch einen der Koffer tragen. Aber Wenzel Krisch läßt sich keinen davon nehmen. Seine Gäste dürfen sich nicht anstrengen. „Wer zu uns auf die Baude kommt, soll sich erholen!" betont er. Und so stellte er draußen vor dem Bahnhofe das Gepäck sorgsam auf seinen Wagen. Sitzbereit. Und ladet die beiden ein, es sich darauf bequem zu machen. Die aber winken ab. Sie wollen nicht so einfach auf einem Kastenwagen Einzug halten. Das geht unter ihre Würde. Sie entschuldigen sich darum. Sagen, sie hätten noch hier im Orte etwas zu erledigen. Und bitten Wenzel Krisch, vorzufahren. Und suchen einen Gasthof, um sich dort mit einer Tasse Kaffee aufzufrischen.

Wenzel Krisch lenkt indes sein Ochsengefährt heimwärts. Macht einen Umweg. Durch die Hauptstraße F's fährt er. Die von den Hotels und großen Logierhäusern sollen sehen, daß er's mit ihnen aufnimmt. „Wie gut das paßt!" denkt er bei sich. Und schmunzelt. Und wirft sich stolz in die breite Brust. Der Wirt des Gasthauses „Zum Sonnenblick" steht nämlich gerade vor seiner Tür. Den kann er nicht leiden. Weil der ihm in der Geschwollenheit über ist. Und er tut, als ob er ihn nicht sieht. Schaut vorgebeugt auf das Zaumzeug des Ochsen — als sei da etwas nicht in Ordnung. Knallt dann schwungvoll mit der Peitsche. Und lenkt sein Gefährt würdevoll wie einen Triumphwagen dem unteren Ende der Hauptstraße zu. Er ist überzeugt, daß ihm viel bewundernde und neidische Blicke hinter den Fenstern und Türen nacheilen. Ei, das Glück scheint ihn heute besonders zu begünstigen. Vor dem Kaffeeschank an der Ecke sind die meisten Tische besetzt. Und die Hausfrau trägt eifrig Kaffee und Kuchen auf. Sie soll neulich über die Backkunst seiner Selma verächtlich den Mund verzogen haben. Das hat Wenzel Krisch tief gekränkt. Weil es ganz ungerecht, schäbigste Mißgunst ist. Der „blöden Frauensperson" will er es darum ordentlich anstreichen. Und schräg gegenüber vor dem Kaufmannsladen macht er deshalb Halt. Geht hinein, um gleich noch einige Dinge für die Baudenküche mitzunehmen. Eigentlich wäre das nicht nötig. Aber er will ja der da drüben nachdrücklichst seine Mißachtung zeigen, und sie soll sich über den Zuspruch der Tannenbaude ärgern. Ueber die vornehmen Herrschaften, die ihn beehren — wie die Koffer verraten. Eine ganze Viertelstunde soll sie die vor den Augen haben. — Und Wenzel Krisch poltert in den Kaufladen.

Seinem Zugochsen, der sich nun selbst überlassen ist, tut die Rast wohl. Er brüllt laut vor Behaglichkeit. Ein paar Male gleich. Und zieht die Augen der Kaffeegäste auf sich. Denkt wohl schon an den Stall. Und an das doppelte Futter, das ihm bevor-

steht. Und vergißt ganz, an welch' vornehmem Orte er sich befindet. Wo so viele geputzte Leute sitzen. Ja, vergißt alle vornehme Umwelt! „Der beste Augenblick sich des Verdauten zu entledigen!" blitzt es in seinem Ochsenschädel auf. Damit Platz für die große Futterportion ist, die er zuhause erwarten darf. Und er tut gründlich, höchst geräuschvoll von sich, was ihm überflüssig geworden. Und die Zuschauer im Kaffeegarten, so nahe gegenüber, sind auf's äußerste belustigt. Und lachen, kichern, gröhlen, schütten sich aus vor Vergnügen über das hier so komische Bild. Die Wirtin aber, die rundliche, feine, gesellschaftliche Form schätzende Besitzerin des Kaffeeschankes, ist wütend. Bekommt einen knallroten Kopf. Stürmt in die Küche und flucht und wettert über Wenzel Krisch.

Der lachende Chor im Kaffeegarten hat Wenzel Krisch schnell wieder aus dem Kaufmannsladen herausgelockt. Er sieht, daß sein Fahrtgenosse die Ursache des lustigen Tumultes ist. Und er grinst, grinst, grinst . . . Immer wieder. Immer wieder. Bis er auf der Tannenbaude ist. Und noch dort vielmals. Auch, nachdem er den Seinen den trefflichen Streich erzählt, den der „kluge" Ochse ihm zuliebe der „hochnäsigen Person" aus dem Kaffeeschank gespielt.

Lebende Felsen.

Ein bekanntlich altes Sprichwort sagt: „Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen." Namentlich aber in unserer Zeit, wo, durch die schnellen und guten Zugverbindungen nach allen Richtungen hin, Entfernungen fast gar keine Rolle spielen, erkennt man die Wahrheit des oben zitierten Sprichworts. So kann man in verhältnismäßig kurzer Zeit Länder erreichen, in denen man die interessantesten Beobachtungen über Naturerscheinungen sowie Naturwunder machen kann. Unter den „Naturwundern" nehmen die „schwingenden Steine", die sogenannten „Wackelsteine", eine besondere Stellung ein. Es sind Felsblöcke, deren Unterlage durch irgendwelche Einflüsse unterminiert, abgeschliffen oder gebröckelt sind oder sonstwie bis auf einen geringen Rest zerstört wurden, so daß sie auf eine scheinbar „unmögliche" Art in der Schwebe ruhen und doch nicht fallen, obwohl sie vielleicht schon von Menschenhand oder gar vom Wind in schwankende Bewegung versetzt worden sind.

Was die Entstehung dieser Felsblöcke betrifft, so sind sie das Ergebnis langsam verlaufender Abtragungsvorgänge; chemische Verwitterung und Wasserwirkungen sind vorwiegend dabei beteiligt. Das Wasser hat vor allem die kleineren Blöcke weggeführt, in denen der große Stein gebettet lag. In anderen Fällen hat der Angriff des mit Sand geladenen Windes das Gestein derart bearbeitet, daß die der Erde zunächst anliegenden Teile so lange zerstört und weggeführt werden, bis der obere Teil nur noch auf ganz geringer Basis ruht. Das Vorhandensein solcher Naturdenkmäler bezeugt mit Sicherheit, daß die Gegenden, in denen sie auftreten, erdbebenfrei sind, sonst könnten sie sich nicht in solcher Lage lange erhalten. Die gewaltigsten Bildungen dieser Art findet man in Cornwall, in der Sierra Tandil in Argentinien, im „Göttergarten" in den Rocky Mountains und auf den Falklandinseln. Aber auch bei uns in Deutschland, in der Nähe von Donaueschingen, bei Bad Triberg, bei Reinerz gibt es solche „Wackelsteine".

Oft haben diese Felsblöcke ein ungeheures Gewicht. So ist der Logan Rock ein riesiger Granitblock, der auf einem ins Meer hinausragenden Haufenwerk von Blöcken ruht. 120 000 Pfund schwer. Trotzdem kann er von einem starken Mannesarm in schwankende Bewegung gebracht werden. Noch größer ist der Wackelstein im „Göttergarten". Zu den seltsamsten Naturphänomen rechnete man den Wackelstein in dem Städtchen Tandil im Süden der Provinz Buenos in Argentinien, der im Jahre 1912 plötzlich verschwand. Er war vier bis fünf Meter hoch und hatte einen Umfang von etwa 20 Meter. Er schwebte fast in der Luft, denn er stand als loser Block auf einer schrägen, vom Regen spiegelglatt gewaschenen Fläche, auf der er sich durch die Jahrtausende hindurch behauptete. Gehalten hat er sich nur durch sein eigenes kolossales Gewicht, das fast 5500 Zentner betrug. Seine Balancierung war so fein, daß schon ein paar Männerarme genügten, um ihn ins Wackeln zu bringen. Auch der Wind brachte den Stein zum Pendeln. Man hatte bis zu sechzig Schwingungen in der Minute beobachtet, wenn der Pampero, der eisige Südsturm, der das Vieh auf der Weide umwirft, Häuser eindrückt und an der Küste Springfluten verursacht, ihn ordentlich von der Seite packte. Trotzdem hat er jedem Winddruck widerstanden und ebenso dem frevelhaften Attentat des in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschenden argentinischen Diktators Rosas (im Jahre 1830), der mit unvergleichlicher Grausamkeit fast 25 Jahre lang über das Land herrschte, und der es fertig brachte, daß selbst die Mutiasten das Zittern lernten und die Gesandten europäischer Großmächte buchstäblich nach seiner Pfeife tanzten. Aber wenn auch der englische Gesandte parierte, als Rosas ihn aufforderte, seiner mulattischen Köchin beim Maisbreizubereiten zu helfen, an dem beweglichen Stein von Tandil scheiterte doch die Macht seiner Launen. Als er das Land seiner Herrschaft unterwarf, schwor er, es werde dort, wo er Widerstand fände, kein Stein auf dem anderen bleiben. Und da ihm in Tandil einige beherzte Männer entgegentraten, so sollte, nachdem jene ins bessere Jenseits befördert waren, auch der Wackelstein von seinem luftigen Sitz herunter. Schwere Ketten wurden um ihn gelegt und hundert Ochsen davorgespannt. Aber vergebens trieb man die armen Tiere mit der Picana, der langen, mit eiserner Spitze versehenen Stange, zu den größten Anstrengungen. Der Wackelstein rührte sich nicht, und der Tyrann mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. An dieser Tat richteten die Gemüter der Unterdrückten sich auf. Der Wackelstein wurde zum Wahrzeichen der Freiheit und, als Rosas endlich gestürzt war, zum nationalen Heiligtum. Darum war die Trauer groß, als die Nachricht am 27. Februar 1912 im ganzen Lande verbreitet wurde, daß der Wackelstein plötzlich mit Donnergetöse in die Tiefe gerollt sei. Man wußte bereits, daß der Monolith vor Jahren vom Blitz getroffen war, und nahm an, daß seine Gleichgewichtsverhältnisse eine Erschütterung erlitten haben mußten. Tausende von Argentiniern pilgerten nach Tandil, um sich von der Wahrheit persönlich zu überzeugen. Sie fanden den Platz leer, auf dem der berühmte Stein gestanden. So ist Südamerika um eins der eigenartigsten Naturwunder ärmer geworden.

Historie des Hervorrufes.

Der erfolgreiche Autor wird hervorgerufen, der Schauspieler wird, nachdem der Vorhang schon gefallen ist, immer wieder verlangt, er muß mit dem Dichter „vor den Vorhang", wo Stürme des Beifalls zu ihnen heraufbrausen. Diese Sitte des Hervorrufens ist gar nicht so alt, wie es uns vielleicht scheinen mag. Sie ist in gewissem Sinne durch die baulichen Veränderungen der Bühne bedingt. Die altgriechischen Bühnen waren noch ohne Vorhang, bei den Römern wurde der Vorhang nicht von oben herabgelassen, sondern aus einer Versenkung der Vorderrampe emporgezogen, im Mittelalter dagegen war die stets offene Bühne beliebt, selten nur deckten am Anfang irgendwelche Vorrichtungen die Szene. Die große Revolution im Theater setzte im Jahre 1727 ein. Da wurden Kulissen, Dekorationen und auch der Vorhang eingeführt. Nach dem Aktschluß fiel der Vorhang und trennte die Schauspieler von den applaudierenden Zuschauern.

Es war am 24. Mai 1727, als der erste Hervorruf erscholl. Und zwar Voltaire zu Ehren. Das Publikum war von seinem Drama „Merope" enthusiasmiert, und mitten in den lauten Kundgebungen der Freude, des Beifalls, der an der starren Wand des Bühnenvorhangs abprallte, kam plötzlich jemand auf den Gedanken, Voltaire „vor den Vorhang" zu rufen, wenn schon der Vorhang nicht hochgehen wollte. Begeistert wurde der Ruf aufgenommen und der Dichter trat vor den Vorhang.

So wurde der Hervorruf geboren.

■ Fröhliche Ecke. ■

Humor des Auslands.

Als letzte Woche ein Bettler vor Gericht kam, stellte man fest, daß er acht erwachsene Töchter hatte. Kein Wunder, daß er ein Bettler ist!
(Passing Show.)

Was die Welt braucht, ist eine Weckeruhr, die man Sonnabend abend so stellen kann, daß sie am Montag früh klingelt.
Tom Sims Kay Features.

Ein Mädchen kann ein Golfkostüm tragen, wenn sie nicht Golf spielen kann, und einen Badeanzug, wenn sie nicht schwimmen kann, aber wenn sie ein Brautkleid anzieht, wirds ernst.
Bison.

Jawohl, sie war ein niedliches Mädchen, aber dumm — so dumm, daß sie aus einem 25- und 50-Pfennig-Basar rausgeworfen wurde, weil sie sich die Preise nicht merken konnte.
Columbia Jester.

Ein Erz-Optimist: Der Filmstatist, der anfing, Schwedisch zu lernen, weil er hoffte, eines Tages Greta Garbo zu heiraten.
Lise.

Es ist ganz einfach, zu sehen, wem ein Auto gehört. Der Besitzer ist der, der, nachdem du die Tür zugemacht hast, sie noch einmal aufmacht und dann fest zuschlägt.
Jowa Frivol.

Mit höchster Geschwindigkeit rast der Achtzylinder die kurvenreiche Straße nach Chamonix hinunter. Hängt oft halb über dem Abgrund, in dem tausend Meter weiter unten der Wildbach schäumt. Endlich schreit die Dame angstvoll: „Fred, fahr langsamer! Ich kann das nicht mehr ansehen!" Worauf Fred am Steuer zurückschreit: „Mach's wie ich! Mach' die Augen zu!"